

## Den Armen Würde zurückgeben

Gesichter, Geschichten und Bilder der Armut als Gegenentwürfe zum öffentlichen Diskurs

Von Elke Brüns

Arme sprechen nicht über ihre Armut, sie filmen sie nicht und sie schreiben auch nicht darüber – oder erst, wenn sie nicht mehr arm sind. Armut beschämt, niemand will sich zu ihr bekennen. So zeigt das preisgekrönte Video „Armut kennt viele Geschichten“ von Isabel Prahl die kindliche Imagination als Rettung aus dem sozialen Stigma der Armut: In der Schule nach dem „schönsten Tag der Woche“ befragt, erzählt ein Junge von seiner Fahrt zu Onkel Peter, der in einer Burg lebe, dass man danach noch viel Essen geschenkt bekommen und abends Schiffe auf dem Wasser gesehen habe. Dabei sieht man die Fahrt des Jungen und seiner Mutter ins überfüllte Jobcenter, zur Lebensmitteltafel und schließlich in ein Waschcenter, wo der Junge vor den Bullaugen der Waschmaschinen ein Papierschiffchen kreisen lässt.

Auf der anderen Seite gibt es ein Repertoire von Armutsbildern – vom Säufer, der selbst schuld ist am Elend, über den listigen Sozialschmarotzer bis hin zum vernachlässigten, wahlweise auch dicken Kind. Wie also individuelle Armut zeigen und damit die Stereotype umgehen, die den gesellschaftlichen Diskurs prägen, ohne die von Armut Betroffenen zu entblößen? Der Band „Gesichter der Armut“ (hrsg. v. Alban Knecht, Verein zur Förderung der sozialpolitischen Arbeit, 134 S., 16 Euro) ist ein solches Experiment. Ein anderes ist das Foto von Smilla Dankert, das sie kürzlich auf ihrem Blog „anders anziehen“ veröffentlichte – der bezeichnende Titel lautet „Durststrecke“. Welche Bilder machen wir uns von Armut? Und: Können wir uns überhaupt Bilder machen?

### Die meisten Studierenden kannten persönlich gar keinen in Armut lebenden Menschen

Studierende des Studienganges Sozialwesen der Hochschule für angewandte Wissenschaften München haben sich auf die Spurensuche begeben: Wie sieht ein Leben in Armut aus? Ihre Begegnungen haben sie zu vierzehn „Miniaturen“ verarbeitet – verschiedenen Geschichten, die dem abstrakten Begriff Armut ein persönliches Gesicht geben sollen.

Bemerkenswert ist zunächst, dass nur vier der vierzehn Studierenden einen in Armut lebenden Menschen persönlich kannten. Sie standen vor dem Problem, Personen anzusprechen – und damit auch vor dem Problem, jemanden als Armen adressieren zu müssen. Damit wird das Buch noch in ganz anderer Weise interessant, als der Titel es nahelegt. Denn aufschlussreich sind nicht nur die Lebensgeschichten, die vorgestellt werden. Tatsächlich ist es fast auf-



Der Arme muss hier nicht allein das betrachtete „Gegenüber“ sein.

SMILLA DANKERT

schlussreicher, wie die Studierenden ihre Aufgabe bewältigen.

Manche bleiben eher „außen vor“ und lösen sich auch sprachlich kaum von den Formeln, mit denen Armut beschrieben wird. Andere hingegen identifizieren sich so stark, dass sie versuchen, das Gehörte aus der Innenperspektive der Betroffenen zu erzählen. Damit sagen die Geschichten immer auch etwas über die AutorInnen aus, über ihren Umgang mit dem Thema. Es handelt sich mithin nicht um die authentischen Stimmen der Armen, sondern um Darstellungen, die durch eine Erzählinstanz vermit-

telt sind. Zwischen den Armen und der Leserschaft stehen die imaginierenden, selektierenden, mitleidenden AutorInnen, die den Geschichten ein stimmiges Narrativ zu geben versuchen.

Man kann dieses Buch als ein Mikrosozialexperiment in dem Sinne begreifen: Wie nähert sich eine Gesellschaft den Armen an, was sieht sie, hört sie, was hält sie für mitteilenswert, um das Phänomen Armut zu verstehen? Sehr gelungen sind deshalb die Geschichten, die die Spannung einer Annäherung an das Unbekannte der Armut nicht durch Distanz oder Einfühlung aufheben, son-

dern diese Spannung zum Bestandteil der Erzählung machen, diejenigen also, die die eigene Position reflektieren.

Die Sozialminiaturen berichten von Jobverlusten, Verschuldung und Alkoholproblemen. Neben diesen eher bekannten Problemlagen finden sich auch Berichte, die unglaublich klingen: Ein russisches Ehepaar lebt 18 Jahre in einem bayerischen Flüchtlingslager, eine afrikanische Familie, emigriert auf der Suche nach besseren Lebensbedingungen, wohnt seit Jahren in einer Sozialwohnung ohne Duftsetzung auf Seite 20

TIMES MAGER

Sonntag

Von Daland Segler



Sonntags in der kleinen Stadt“, dichtete Franz-Josef Degenhardt vor vielen Jahren einmal, „da treten sie zum Kirchgang an, Familienleittiere voran, Hütchen, Schühchen, Täschchen passend, ihre Männer unterfassend...“. Die ätzenden Verse des roten Großvaters (der bald 80 wird) zeichnen das Bild des Kleinbürger-Feiertags in den sechziger Jahren, noch vor der Studentenbewegung: eine Zeit, die uns heute einerseits fast verklärungswürdig erscheint in ihrer Ruhe, Naivität und Langsamkeit – andererseits schaudern lässt bei der Erinnerung an die Enge in den Köpfen und Herzen und den braunen Dunst, der immer noch nicht vertrieben war aus vielen Amtsstuben und Schulen. Wer heute pauschal über „die Achtundsechziger“ herzieht, hat keine Ahnung vom Windstoß der Befreiung, der seinerzeit das Leben in der Republik durchlüftete.

### Im Büro herrscht keine dicke Luft

Aber sonntags, da ist es heute noch manchmal so wie damals. Sonntags ist es immer noch fast ruhig, leer und entspannt. Da sind die Straßen der Stadt weniger belebt, das Dröhnen der Lastwagen fehlt, der Radler kann gefahrlos rote Ämpeln ignorieren, die Spaziergänger sind wieder Individuen und keine hetzende Masse, die Kirchgänger sind ja ohnehin zur kleinen radikalen Minderheit geschrumpft, und im Büro herrscht keine dicke Luft.

Und Degenhardts Schilderung des Nachmittags: „Dann geht's zu den Schlachtfeldstätten, um im Geiste mitzutreten, mitzuschließen, mitzustechen, sich für wochentags zu rächen“, hat sich doch wenigstens insofern erledigt, dass es nur noch ums Mittreten und -schießen geht – auf den Fußballplätzen der Provinz, und der Dunst eher vom Bier als von der Gesinnung erzeugt wird. Und wer zuhause die Ruhe zur Lektüre nutzen will, hat bloß das Pech, dass es sonntags nur reaktionäre Zeitungen an den Kiosken gibt.

Nur wer mit der Bahn fährt, der hat nichts vom Sonntag, denn die notorisch mit zu wenig Waggons ausgestatteten Züge lassen das Reisen zur Tortur werden. Die noch gesteigert würde, wenn wir auch an diesem Tag noch einkaufen müssten. Nicht bloß Geld würde uns fehlen, wenn alle Läden am Sonntag öffneten. Da sind wir dann doch verstockt konservativ. Fast so wie in den Sechzigern.

REDAKTION FEUILLETON  
feuilleton@fr-online.de  
Telefon: 069 / 2199-3338  
Fax: 069 / 2199-3425